

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Rudolf Schmidt, W. v. Schulenburg, Georg Wiese, E. Friedel: Kleine
Mitteilungen.

erwähnt, wurden Ferdinands Söhne Louis Ferdinand und August hier geboren. Eine Tochter, Friederike Dorothee Luise Philippine, vermählte sich mit Heinrich Anton Radziwill. Dieser Ehe entsproß die Prinzessin Elisabeth v. Radziwill, die dem Herzen Wilhelms I. einst nahestand und am 27. September 1834 im Alter von 31 Jahren in Freienwalde starb. 1785 verkaufte Prinz Ferdinand das Schloß an den Herzog Peter von Kurland; 1799 kaufte der Ober-Hofbuchdrucker George Jakob Decker es, 1800 die Prinzessin Katharina von Holstein-Beck, vermählt mit dem russischen Fürsten Bariatinski, 1816 Karl Sigismund v. Treskow. In der Holstein-Beckschen Zeit besuchte die Königin Luise das Schloß mehrmals; doch ist ihr Bildnis erst durch die Familie v. Haeseler in den Besitz der Treskows gelangt. Von 1814/15 lebte König August Friedrich von Sachsen als Gefangener in Friedrichsfelde. Mit der Besitznahme durch Herrn v. Treskow, der 1826 auch das Gut kaufte und das nach ihm benannte Vorwerk Karlshorst anlegte, begann für Friedrichsfelde die Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, der auch unter der Herrschaft des Sohnes Karl Sigismunds v. Treskow und seines Enkels, des jetzigen Besitzers anhielt. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde zur Blüte gebracht, und seine Erzeugnisse fanden in Berlin guten Absatz. Der Vorortverkehr hob sich in ungeahnter Weise; der Ortsteil Karlshorst entwickelte sich ganz bedeutend. 1890 hatte Friedrichsfelde 5000 Einwohner, 1900 schon 10 000 und 1910 gar 20 000. Die 1884 angelegte Karlshorster Rennbahn beeinflußt den Fremdenverkehr in günstiger Weise; der Ort reckt und streckt sich nach allen Seiten, und viele Bauern, die sich natürlich längst „Gutsbesitzer“ nennen und nennen lassen, haben die Hälfte des Weges zum „Millionenbauer“ zurückgelegt, denn die Bodenwerte steigen von Jahr zu Jahr. O. Monke.

Kleine Mitteilungen.

Der Russengeneral Fermor in Frankfurt a. Oder. (Aus handschriftlichen Aufzeichnungen eines Frankfurter Arztes). In dem bekannten Bieder-Gurnikschen Buche „Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. O.“ findet sich auf Seite 85 folgender Satz: „Am 15 August 1758 war mit beispielloser Barbarei durch den russischen General Fermor die Festung Küstriningeäschert worden.“ Man könnte hieraus entnehmen, daß Fermors hervorstechendste Eigenschaft die Barbarei gewesen sei, und doch zeigen die Aufzeichnungen, die der Frankfurter Arzt Dr. J. G. Krünitz hinterlassen hat, den General in einem so anderen Lichte, daß es die Gerechtigkeit verlangt, auch diese Stimme einmal zu hören.

Dr. Krünitz betitelt seine Aufzeichnungen „Eine Ehrenrettung der russischen Armee“ und beginnt seine Erzählung mit der Schilderung des russischen Übergangs über die Oder im Anfang des Monats August 1759. An einem Montag, so berichtet Krünitz, morgens gegen 9 Uhr, wurde die Stadt Frankfurt durch einen von einem Trompeter begleiteten russischen Offizier, von Bülow, vor der aufgezogenen Zugbrücke aufgefordert, sich zu übergeben. „Ich befand mich, nebst dem Kommandanten, dem Magistrat und einigen Professoren am Brückentore.“ Kommandant von Arnim lehnte das Begehren des Russen ab. Letzterer bewilligt eine halbe Stunde Bedenkzeit und bemerkte, daß er am Tage vorher als Bauer verkleidet in Frankfurt umhergewandert und ganz genau über die Stärkeverhältnisse der Garnison unterrichtet sei. Der russische Offizier fügte hinzu, daß bei abschlägiger Antwort, die Stadt mit Bomben beworfen werden sollte. Trotzdem nun auf Anraten des Magistrats, um die Stadt zu schonen, die Garnison die Stadt verließ, setzte doch das Bombardement punkt 10 Uhr ein. Die ersten drei Bomben waren mit Sand gefüllt und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß größeres Unheil verhütet wurde. Der erste Schuß fiel von der auf dem Judenberge errichteten Batterie; er schlug in die Tuchmacherstraße ein und tötete ein auf der Straße gehendes Kind. Die zweite Bombe war auf die Oberkirche gerichtet und fiel auf die Amtswohnung des Stadtmusikus. Sie zerschmetterte das Dach und richtete „auf der Dachstube unter den musikalischen Instrumenten und Noten eine traurige Verstimmung und klägliche Zerstörung an.“ Ehe die dritte Bombe in Aktion trat, hatte der Magistrat die Stadt übergeben.

Nun rückte russische Kavallerie sowie Infanterie in die Stadt ein. General Fermor befehligte das Corps und gab auch den Auftrag, der abgezogenen preußischen Garnison nachzusetzen. Letztere wurde nach heftiger Gegenwehr gefangen genommen. General Fermor quartierte sich in der Oderstraße „zwei Häuser von meiner Wohnung“ ein und ließ seine Soldaten auf dem Markt biwakieren. Den besiegten Major von Arnim behandelte Fermor mit größter Zuvorkommenheit und ließ ihm auch seinen Degen zurückgeben.

Und nun schreibt Krünitz wörtlich: „Die strenge Manneszucht, die der General Fermor bei der Garnison beobachten ließ, die religiösen Gesinnungen, die er in Gesprächen äußerte und das teilnehmende Vergnügen, welches er an gelehrten Unterhaltungen bezeugte, wovon ich sehr oft Augen- und Ohrenzeuge zu sein das Glück hatte, machen sein Andenken unvergeßlich. Auch in der spätesten Nacht konnte ich mitten durch die auf dem Markte gelagerten Russen ohne Gefahr meinen damals überhäuften praktischen Geschäften nachgehen Am anderen Tage war Sonntag und wohnte General Fermor dem Gottesdienste bei. Schon um 7¹/₂ Uhr erschien er in der Sakristei und befahl dem Inspektor, nach der Predigt das Gebet, welches er ihm in die Feder diktieren wolle, zu tun. Da der Inspektor wegen schwacher und zitternder Hand nicht schreiben konnte, übernahm ich das Geschäft. . . .

Das Gebet lautete:

„Da wir, o Gott, nach Deinem weisen und unerforschlichen Rate, uns jetzt unter dem Schutze der großen Kaiserin von Rußland be-

finden: so flehen wir demütigst zu Dir, walte mit Deiner Gnade über ihr, vermehre das Glück ihrer Waffen, erhalte und befestige ihren Thron, schenke uns aber auch einen baldigen und dauerhaften Frieden; so wollen wir Deinen Namen loben und Dir danken in Ewigkeit.“

Die vom Feinde geforderte Geldkontribution war nicht leicht aufzubringen, und so übernahmen denn einige Magistratspersonen die Mühe, von Haus zu Haus die Einwohner zu bitten, in Ermangelung baren Geldes, Sachen von Werte herzugeben. Es wurde auch wirklich ein ansehnlicher Vorrat zusammengebracht „wazu ich vier silberne Eßlöffel, sechs Kaffeelöffel und meine und meiner Frau Schuhschnallen beigetragen hatte.“ Als diese Sammlung dem General Fermor auf dem Rathause vorgelegt wurde, sagte er: „Nach Kriegsmanier verlangen wir Geldkontribution, aber Räuber sind wir nicht. Diese Sachen sollen sogleich einem jeden wiedergegeben werden“ — welches auch geschah.

Krönitz erzählt nun in ziemlicher Breite noch mehrere Züge, die durchaus einen gewissen Edelmut des „Barbars“ Fermor erkennen lassen. Es dürfte also wohl an der Zeit sein, das Urteil über General Fermor einer ihm günstigen Revision zu unterziehen.

Rudolf Schmidt, Eberswalde.

Deutsch-wendisch-slawisch. In den Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg (30. 4. 1910) teilt Herr Karl Wilke mit: „In einer Urkunde des Markgrafen Otto IV. und Waldemar von Brandenburg, am St. Georgstage 1308 zu Prenzlau ausgestellt, in welcher diese die ihnen gehörigen Fischereigerechtsame auf der Oder dem Kloster Chorin übertragen, welche den beiden „Slavendörfern“ Ober- und Unter-Liepe und dem Kietz unserer getreuen „Wenden“ zu Oderberg beilagen, in dieser Urkunde werden das „Eleffnette“, die Povarde, die Vlote, die Rösen als das bekannte Geräte der Kleinfischerei vermerkt. Es sind das alles echt niederdeutsche Bezeichnungen für die Fischereigeräte . . . und befremden diese im Gegensatz zu den „Slaven“ und „Wenden“, die sie sich seit alters selber verfertigten und wahrscheinlich auch in ihrer Mundart benannten und benutzten . . . Bei der Zähigkeit . . . wäre selbst ein schneller Umschwung in alten Gerätenamen undenkbar.“ Herr Wilke kommt dann auch auf Grund gleicher niederdeutscher Benennungen, so elver-net bei englischen Flußfischern zu der „Annahme, daß die in mittelalterlichen märkischen, pommerschen und mecklenburgischen Urkunden gebrauchten Unterschiede zwischen „deutsch-wendisch-slawisch“ einen anderen Wortsinn als heute haben. Diese Unterscheidungsmerkmale waren rein wirtschaftlicher Natur und keine nationalen, in dem Sinne vielleicht, wie man heute von „polnischer“ Wirtschaft sprechen kann, ohne damit polnische Abstammung zu identifizieren.“

W. v. Schulenburg.

Märkischer und altnordeuropäischer Wolfsglaube. Neun Tage vor Weihnachten tüteten früher die Dorfhirten „den heiligen Christ“ oder „Weihnachtsmann“ vom Himmel herunter. Ein alter Mann wußte noch oder einige (Kreis Teltow), daß ehemals die Alten gesagt haben: „Das haben sie der Wölfe wegen getan. Die konnten das Tuten nicht vertragen und sind gewichen“, usw., wie von mir früher mitgeteilt wurde.¹⁾ Ich habe diese Überlieferung sonst nicht weiter vorgefunden, doch berührt sie sich, wohl arisch, mit dem alten Werwolfglauben der nordeuropäischen Völker.

Die Letten²⁾ nannten den Christabend „Tanzabend“, oder auch wohl „Bluckwareker (Bluckwarcka), d. h. Blocksabend, weil sie die Gewohnheit hatten einen großen Block an bastenen Stricken bei ihren Umgängen mit sich zu ziehen und ihn nachher unter mancherlei Freudenbezeugungen zu verbrennen“. Um diese Festzeit „pflügten sie auch den Wölfen auf den Kreuzwegen eine Ziege zu opfern, damit sie ihrem Viehe nicht schaden möchten. . .“ Sie „nannten den Monat December Wilku-Mänes oder Monat der Wölfe und verlegten in die Christnacht hauptsächlich die verderbliche Wirksamkeit der Wehrwölfe“. Wie auch Olaus Magnus (1555), den Pfingsten anführt, berichtet: „In festo nativitatis Christi sub noctem, statuto in loco, . . . tanta luporum ex hominibus diversis in locis habitantibus conversorum copia congregatur“ . . . und was einen Einblick in die alte Hauswirtschaft gewährt, in die Bierkeller der Bewohner einbrechen und Bier und Met austrinken, „cellaria cerevisiarum ingrediuntur, ac illic aliquot cerevisiae aut medonis tonnas epotant“, wodurch sie sich von den gewöhnlichen Wölfen unterscheiden.

In dem sehr lehrreichen Buche:³⁾ Der Bauer in der deutschen Vergangenheit von Adolph Bartels zeigt nach einem Nürnberger Flugblatt ein Bild die Hinrichtung eines Bauern aus „Bedbur“ bei Köln der sich täglich 7 Stunden in einen Werwolf verwandelte, 13 von ihm getöteten Kindern das Hirn ausfraß, bis ihm ein Nachbar „ein Dapen“ abschlug, der wieder zur Hand wurde, wodurch die Zauberei herauskam. Der Bauer wurde aufs Rad geflochten, gezwickt, der Kopf ihm abgehauen und der Rumpf verbrannt. So geschehen nach dem Flugblatt i. J. 1589.

W. v. Schulenburg.

Die wendische Krone. Im Berliner Lokal-Anzeiger (218. 1910) findet sich die Mitteilung, die dann wohl in Fachkreisen bekannte Tatsache wäre: „Die berühmte „wendische Krone“, nach der der Orden der beiden Großherzogtümer genannt ist, die auch, als von Gold, mit grüner Schmelzarbeit bedeckt und mit einem Smaragd geschmückt dargestellt, als Zier des vornehmsten Helmes des Mecklenburg-Schweriner Wappens auftritt, ist in Wirklichkeit nichts anders, als ein bei Trechow ausgegrabener Bronzereif aus der sogenannten „jüngeren Bronzezeit“. Hier also derselbe Vorgang, nur sehr stark geschichtlich verwertet, der so oft in der Mark nachgewiesen

¹⁾ Brandenburgia, Archiv 11. 1904, 38.

²⁾ E. A. Pfingsten, Über die Feste der alten Letten, Mitau 1843.

³⁾ Monographien zur deutschen Kulturgeschichte von Steinhausen, Leipzig 1900.

werden kann, daß die Volksüberlieferung von einem wendischen König, seinem Schloß, Schmuck, Sarg, Grab, von wendischen Gräbern u. d. redet und Gebildete es noch immer nachschreiben, während es sich fast immer um vordringende, oft vielleicht gerade um germanische Überreste handelt. Noch im vorigen Jahr fand sich in einer großen Berliner Zeitung wiederum die Geschichte vom „heimlichen Wendenkönig“. Auch sollte man bei Neuauflage älterer wertvoller Werke (bis 1870 und später) die in der Zeit liegenden Irrtümer dieser Art in Anmerkungen berichtigen, womit der Wertschätzung des Verfassers kein Abbruch geschieht, damit die Leser nicht immer von neuem mit den Irrtümern genährt werden.

W. v. Schulenburg.

Vordringen des Slawentums in der Mark. Nach Zeitungsberichten hat man die Absicht, im Regierungsbezirk Frankfurt eine Gesellschaft zu gründen „zur Förderung der inneren Kolonisation“, weil „nach amtlicher Feststellung schon jetzt 9 Prozent der Bevölkerung der Gutsbezirke des Regierungsbezirks Polen sind. Durch Vermehrung der deutschen Bevölkerung soll dem Vordringen des Slawentums Einhalt getan werden.“ In Deutschland bringen alljährlich, infolge der Landflucht in die Großstädte und Industrieorte, auf den Dörfern eine halbe Million Ausländer und zwar meist slawische Landarbeiter die deutsche Ernte ein; ohne diese Hilfe würde die Ernte verkommen. Im ganzen sollen in Deutschland jährlich eine Million ausländischer Arbeiter tätig sein. Bin ich recht berichtet, sind in den Rheinisch-Westfälischen Industriebezirken bereits 300 000 Polen ständig, Frauen und Kinder mit einbegriffen. Nach der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ (II, 87) wurden bei der Volkszählung 1905 13734 Russen in der Provinz festgestellt die „zum vorübergehenden oder dauernden Aufenthalt“ sich veranlaßt sahen, Es scheint also, daß wir einer zweiten Verslawung entgegen gehen, wie sie, bereits einmal im früheren Mittelalter zur Zeit der (wendisch-) slawischen Herrschaft in Norddeutschland und teilweise auch in Mittelddeutschland bestanden hat.

W. v. Schulenburg.

Lausitz-serbisch (wendisch) und nordfriesisch. Bei wendischen Kindern der Lausitz fand ich den Abzählreim beim Zeckspielen (1879): „Opka, popka, pera, para, puf, ene, bene, Dunke, Funke, Rabe, Schnabe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Ule, Bule, Ros“. Konrad Schwenk¹⁾ hat: „Ene, Wene, Dunke, Funke, Rewe, Schnewe, Dippe, Dappe, Käsenappe, Welle, Bube, Ruß“, (erklärt: „Riesen, Wanen, Sterne, Funken, Regen, Schnee, Tiefe, Tiefe, Käsenapf, wilde Buben, Ruß“ und sieht in diesem „merkwürdigen Denkmal“, in Anlehnung an die nordische Weltkuh Audhumla und den Urraum Ginnungagap (den gähnenden Abgrund), den Inhalt einer Dichtung über die Erschaffung der Welt ähnlich der Völuspa). Die märkischen Kinder zählen ab: „Ene, mene. Minken-Mäken“, auch „Ene, bene Mienchen..“

¹⁾ Mythologie der Germanen 1855, 351.

Íbel di Bibel di buf“, auch „ober, bober, puf.. picke, packe pei“, in der Lausitz die serbischen Kinder: „Ekkku, dekkku, naklakaŋe, z tymi tŋimi kónikami.. eku, deku wen¹⁾“. Auf Sylt verwandelte sich der Meeremann Ekke Nekkepenn in einen friesischen Öndereersken und freite um ein schönes Zwergenfräulein. Aber sie gab ihm einen Korb und sang höhnisch in der Sprache der Unterirdischen: „Ene, mene mei, Akel, Dakel, Dummeldei. Ülwer, Bülwer, bop. Din uald Quop, Ekke, fat: Bundis Kat“ (nach Hansen²⁾: „Einer (ist) mein, (den ich) mag, Akel, Dakel, Dummeldei. Wölfe, Hunde (bleiben) oben. Du alte Quappe, Ekke, bekommst: Bundis Katze“. Dorret Bundis war ein Mädchen, und die Braderuper steckten dem Ekke später eine tote Katze in seine Höhle, und warfen tote Kälber und Hunde nebenbei, weshalb die Stelle noch Aasthal (Asdääl) heißt, und sagten: „Das ist Bundis Katze, mit der kannst Du Dich verheirathen.“ Ekke aber, dem Zwergenfräulein böse, rief ihr zu, den Rücken kehrend: „Järe miare, gud Frinjer, Pik Pak wegh! (Ehre, mehre gute Freunde; Pickpack weg“).³⁾ Friesische Zwerge sangen: „Ene, pene Sippe, see! Appel, Dappel, dunre nee! . . (eine feine Sippschaft, seht! Appel Dappel donnere nicht!“)

W. v. Schulenburg.

Das „Plusmacher“-Haus. Wenig bekannt dürfte sein, daß das Haus Jägerstraße 21, an der Ecke des Gendarmenmarktes — heute das Heim der königlichen Seehandlung — an eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des Berliner Hofes erinnert. Der sonst so sparsame König Friedrich Wilhelm I. baute es in dieser damals sehr bevorzugten Lage für den „Plusmacher“ Eckhart; er ließ es sogar vollständig ausstatten und ausmöblieren, trotzdem er zu der Zeit, es war wenige Monate vor seinem Tode, bereits sehr leidend und zu Ausgaben und Gnadenbewilligungen äußerst wenig geneigt war. Aber Eckhart hatte es dem König angetan. Über der Persönlichkeit dieses unstreitig hochbegabten, bald als Genie gefeierten, bald als Charlatan verschrienen Mannes schwebt immer noch ein gewisses Dunkel. Er soll ursprünglich Blaufärber und Marktschreier gewesen sein und es ausgezeichnet verstanden haben, Kapaunen zu mästen. Aber nicht mit diesen damals ziemlich brotlosen Künsten lenkte er die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms auf sich, sondern durch die Fertigkeit, das Rauchen

¹⁾ Gesprochen eku, decku; lausitz-serbisch wen = raus, heraus.

²⁾ Peter Hansen (1803–1879), Schullehrer und Organist in Keitum, innig vertraut mit seinem friesischen Volkstum und rühmenswürdiger Heimatforscher, nur bedrückt von dem Gedanken an den bevorstehenden Untergang Sylts durch die Nordsee, veröffentlichte Friesische Sagen (1858, 3. Aufl. 1895), Uald Söldring Tialen, Chronik der Friesischen Uthlande (1877) u. a. m. Beiträge von ihm in Müllenhofs Sagen von Schleswig-Holstein.

³⁾ Auch als Sylter Seefahrer verwandelt, freite er um Jinge van Rantum, die er durch aufgesteckte goldene Fingerringe und eine Halskette band und nur freigeben wollte, wenn sie seinen Namen sagte. Diesen hörte sie dann an der Thorseecke (Töörhorn) auf Hornum, wo der Meermann im Berge sang: „Jk jit Ekke Nekkepenn . . En dit weet nemmen üs ik alliining“, wie die gleiche Sage vom Nix aus dem Kreise Teltow mitgeteilt wurde in der Brandenburgia XVIII, 25.

von Kaminen abzustellen. Man muß sich dabei erinnern, daß die Ofentechnik der damaligen Zeit miserabel war und selbst die fürstlichen Schlösser unter der Rauchplage zu leiden hatten. Eckhart muß wirklich etwas von der Sache verstanden haben, denn der Berliner Volksmund nannte ihn den „Kaminrath“ und Benekendorf (Charakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I.) erzählt noch 1787, es würde eine bestimmte Art Kamine „noch als anjetzt die Eckhartschen Kamine“ genannt. Der König war um so entzückter, als sich Eckhart noch dazu erbot, durch Verbesserung der Heizungsanlagen die Erträge der königlichen Domänenbrauereien zu steigern und überhaupt auf den Fiskalbetrieben ein „Plus“ herauszuwirtschaften. In der Tat gelang es ihm, der den Titel eines Kriegs- und Domänenrates und bald darauf mit dem Orden de la générosité den Adel erhalten hatte, durch allerhand freilich recht gewaltsam-fiskalische Mittel den Ertrag der Amtsbrauereien nicht unbedeutend zu steigern, in Potsdam zum Beispiel um 12½ Prozent, in Pommern um 14 000 Reichstaler. Aber er kam mit dieser Profitschnüffelei natürlich in schärfsten Konflikt mit Kammer und Generaldirektorium, die endlich die Entscheidung des Königs anriefen. König Friedrich Wilhelm, den die „Plusmacherei“ völlig für Eckhart eingenommen hatte, war über diesen Widerstand seiner höchsten Behörden empört; er wollte den Kammerpräsidenten v. d. Osten und den Kammerdirektor Reinhardt selbst in Gegenwart Eckharts verhören, ob sie etwa „aus bösen Absichten“ so renitent wären. Sollte er sie schuldig finden, so wolle er ein Exempel statuieren, „dergleichen in 25 Jahren noch nicht geschehen ist“. „Ich werde die Sache selber hören“, schrieb er in eigenhändiger Kabinettsorder. „Ist es eine Intrigue der Kammer, werd ich Reinhardt und Osten von unten auf rädern — von rechtswegen. Dazu bringen sie mir. Dan dieses Russchisches Verfahren ist von mein gusto. Aber fiat Exempel. Ich habe genug gewarnet. Es hat nits geholfen“. Die beiden Leiter der kurmärkischen Kammer vermochten sich zwar soweit zu rechtfertigen, daß sie nicht gerädert wurden, aber Eckhart sonnte sich nach wie vor in der Gunst des Königs, der ihm jetzt das schöne große Haus baute. Aber wenige Monate später starb Friedrich Wilhelm. Der junge neue König, der Eckhart in den Mémoires à l'histoire de Brandebourg als „une espèce d'Adepte qui faisait de l'or pour le Souverain, aux dépens de la bourse de ses Sujets“ bezeichnete, kassierte sofort die „dem Eckhart erteilte, von ihm aber nicht ganz verdiente Donation“ und schenkte das Haus dem Etatminister v. Boden. Das Volk war damit wenig einverstanden, denn Boden galt auch als ein „Plusmacher“, und der Berliner Gassenwitz prägte bald ein Spottlied, das mit den Versen begann: „Dieses Haus ist reformiert, — Einem Plusmacher prädestinieret . . .“ Jedoch Eckharts Berliner Laufbahn war zu Ende; seine späteren Schicksale in der Fremde bleiben ungewiß. Aber das Haus Markgrafenstraße 21 hieß noch lange später das „Plusmacherhaus“. (Berl. Volks-Zeitung No. 309 vom 6. Juli 1910.)

Georg Wiese-Berlin.

Die Frage der Patina auf Bronzegüssen ist in den Großstädten, besonders auch in Berlin, eine wichtige ästhetische und konservatorische. Alle Bemühungen, einen allen Ansprüchen genügenden Edelrost auf natürlichem oder künstlichem Wege zu erreichen, haben fast überall mit Fehlschlägen geendet.

In der Sitzung der Kunstdeputation des Berliner Magistrats vom 4. Juni 1910 wurde dies Thema, insbesondere auch der heftige Angriff erörtert, welchen der Wirkliche Geheime Rat Dr. Wilhelm Bode in einem Artikel der „Woche“ vom 21. Mai gegen die städtische Kunstdeputation in der Frage der Reinigung der Berliner Bronzedenkmäler gerichtet hat. An der Hand der in dem Artikel mitgeteilten tatsächlichen Behauptungen wurde festgestellt, daß sie, soweit sie sich auf die städtische Kunstdeputation beziehen, jedenfalls falsch sind, und allgemein bedauert, daß sie ohne genauere Nachprüfung ihrer Richtigkeit von so hervorragender Stelle vorgetragen werden. Daß die Kunstdeputation, wie in dem Artikel behauptet wird, die Denkmäler gelegentlich der Unterhaltung und Reinigung künstlich patinieren, anstreichen und malen läßt, ist falsch. Bode berichtet ein von ihm selbst begegnetes Erlebnis am Kaiser Friedrich Denkmal und übersieht dabei, daß dieses Denkmal garnicht von der Stadtgemeinde, sondern von der Staatsverwaltung unterhalten und gereinigt wird. Gewissenhafter als dieser Artikel ist die Kunstdeputation in dieser Frage verfahren. Freilich hat sie, ebenso wenig wie Bode ein bestimmtes Verfahren anzugeben imstande ist, trotz einer im Jahre 1898 veranstalteten Umfrage bei einer großen Anzahl Sachverständiger u. a. der Königlichen Erzgießerei in München (L. v. Müller), Siemering u. a. sichere Wege, die zu dem erstrebten Ziele führen könnten, bisher gefunden. Seit jener Zeit läßt sie die Bronzedenkmäler, die ihrer Unterhaltung unterstehen, monatlich einmal mit reinem Wasser abspülen und außerdem jährlich einmal mit Ammoniakwasser (im Verhältnis 1 : 10) reinigen. Daneben wurde versuchsweise die Reinigung einzelner Bronzebildwerke ihren Schöpfern übertragen. So reinigte Siemering das Standbild der heiligen Gertraud durch Abreiben mit Schmirgelpapier und Schafwolle, Herter die Figuren an der von der Heydtbrücke mit grüner Seife. Da alle diese Verfahren nicht befriedigten, ist seit mehr als einem Jahre der Firma Gladenbeck, die in etwa 120 Städten die Reinigung von Denkmälern besorgt, als ein Versuch die Reinigung des Hardenberg-Denkmal, des Roondenkmals und der Gruppen auf der Moltkebrücke übertragen worden, sie reinigt im Trockenverfahren mit verschiedenen Stahlbürsten. Die Kunstdeputation, der diese Frage sehr am Herzen liegt, verfolgt mit Sorgfalt alle diese Versuche.

Auf die Herstellung der Denkmäler, deren Legierung und Ziselierung für die Frage der Patinierung von Bedeutung ist, hat die Stadtgemeinde freilich in vielen Fällen keinen Einfluß. Es handelt sich oft um Bestellungen, die nicht die Stadtgemeinde, sondern ein Komitee in Auftrag gibt.

E. Friedel.